

# Ein Reflex, der Leben heißt

Bob Rutman ist Pionier der Multimedia-Performance, er hat in Berlin sein Genre begründet und mit selbstgebaute Instrumenten weltweit Musikgeschichte geschrieben. Heute ist er 83, tritt für 100 Euro auf und weiß nicht, ob sich jemand an sein Werk erinnern wird. Dies ist die Geschichte von einem, der Subkultur blieb, weil er immer Subkultur bleiben wollte. Von einem, der im Zweifel dagegen war. Und deshalb für sich blieb

VON MORITZ HERRMANN

Zeig ihm die Zunge, zeig allen die Zunge. Der Fotograf senkt die Kamera, ernsthaft bitte, keine Grimassen, kommen Sie. Aber Bob Rutman lässt die Zunge kreisen, leckt sich über die Lippen, rollt die Augen. Der Fotograf schüttert den Kopf und packt ein. Rutman grinst ein schiefes Grinsen. Ernsthaft? Für eine Lokalzeitung? Fuck that. Er hat sein Leben lang nicht nach ihren Regeln gespielt, er wird jetzt nicht damit anfangen.

Robert Rutman, der Musiker, Maler und Installateur, Klangsücker und Stimmungsfinder, Bildhauer, Bildzerstörer, die Legende der Berliner Subkultur, ist 83 Jahre alt.

Ein sonniger Sonntag in der Hauptstadtmitte. Bob Rutman soll in der St. Elisabeth-Kirche auftreten. Er verspätet sich, was die Helfershelfer der Kirche zu nervösem Flüstern veranlasst. Als er endlich kommt, von der Invalidenstraße her und schwer auf seinen Gehstock gestützt, erkennen sie ihn nicht. Sie haben ihn alt erwartet, aber vielleicht nicht so alt.

Die Trachtenjacke, der graue Bart, die Dreiviertelglätze. Beige Hosenträger überspannen den Bauch. Die Zeit hat seinen Rücken gerundet. Rutman trägt ein Tarnfarbenhemd, er könnte nicht auffallender gekleidet sein. Nichts bewegt ihn weg von der Bank, die er vor der Kirche eingenommen hat, nichts, nur das: Bob, sie wollen dein Instrument aufbauen.

Was? Sie? Für mich? Fuck that.

Seine Instrumente baut er immer noch selbst auf.

Rutman humpelt in die Kirche.

Schritt für Schritt.

Sehr, sehr langsam.

Er gilt als Pionier der Multimedia-Performance, als Pate der Subkultur. Rutman hat Instrumente erfunden, die das Klangspektrum erweitert haben, aber nie Mainstream wurden.

Kunst kennt keine Pensionierung, kein Altenteil, nicht die bildliche Kunst und nicht die Musik. Rutman weiß das, er spielt und spielt, meist vor sehr viel jungem Publikum, in Clubs, Bars und Galerien. Wer Rutman beobachtet, sieht einen Mann, der mit sich, seiner Kunst und dem Platz ringt, den diese einnehmen soll, aber vielleicht nicht einnehmen wird. Es geht um die einfache, um die hochkomplizierte Frage: Was bleibt von mir, wenn ich gehe?

Rutman liebt, was er macht, aber er mag das Vorher und das Nachher nicht, nicht mehr. Den Aufwand, die Mühen, die Wege, den Smalltalk. Das ganze Drumherum. Fuck that. In einem späteren Gespräch wird er sagen: „Ich habe gar keine Lust mehr. Ich will nur noch zu Hause bleiben und den ganzen Tag fernsehen.“ Und dann, Minuten später, relativieren: „Mein Leben war eine einzige Urlaubsfahrt. Ich genieße es. Ich hoffe immer noch, dass ich eines Tages entdeckt werde.“

## Er hört keine Musik mehr – außer seiner eigenen

Es ist das Hadern und Hoffen eines Mannes, der mehr erreicht hat als andere, aber immer noch nicht genug für sich selbst.

Sein Steel Cello, ein zwei Meter hohes Monstrum, schrieb Musikgeschichte. 1966 hat er es in seiner Galerie in Soho entworfen. Das Steel Cello klang anders als alles Bisherdagewesene, antikisch und industriell zugleich, wie ein Sound aus einer Parallelwelt. Wie Vergangenheit und Zukunft in einem Raum. Es klang, wie Bob Rutman klingen wollte. Der Unverständene, er konnte seinen Kopf vertonen. Vorher hatte er einen Stock gegen Zäune geprügelt und dem Hall gelauscht. Mit dem Steel Cello Ensemble tourte er um die Welt. Später stellte das Museum of Modern Art das Metallsegel aus, der Sammler Erich Marx kaufte es für seine Sammlung.

Längst wird es von der nächsten Generation adaptiert, verkabelt, digitalisiert.

Sie wollen es spielen wie er, aber niemand spielt das Steel Cello wie Bob Rutman.

„Meine Instrumente sind einzigartig. Aber ich weiß nicht, ob sich irgendein Idiot an sie erinnern wird, wenn ich tot bin. Ich sollte viel bekannter sein.“

So sieht Rutman das heute.

Er hatte nie Vorbilder. Die Beatles waren nur nett, die Stones langweilig. Fuck that. Und in der Kunst: Picasso und Matisse, wenn überhaupt. „Ich bin kein Wegbereiter“, sagt Bob Rutman, der heute keine Musik mehr hört außer seiner eigenen. Wenn überhaupt.

An diesem Sonntag in Berlin spielt Rutman die Bow Chime. Einen Blechtopf, der sich um einen eisernen Dreifuß biegt, auf Bauchnabelhöhe an beiden Enden verschraubt. An einer Mittelschiene auf unterschiedlichen Höhen werden fünf Messingstäbe eingestrichelt, für die Resonanzen, und wenn der Bogen über diese Stäbe fidelt und das Blech diese Klänge zurückwirft, klingt es wie der apokalyptische Gesang tibetischer Mönche.

Rutman macht Musik, zu der Wälder dunkeln und Hirsche fliehen. Schrecklich



Stille und echt. Sandalen, Tarnfleck, Trachtenjacke – er könnte nicht auffallender gekleidet sein. Bob Rutman hat sich noch nie um Konventionen geschert – und er fängt auch jetzt nicht an, da er keinen Tag jünger aussieht als 83 Jahre.

Fotos: Sarah Swantje Fischer

schön. Er sollte way more popular sein, aber ist es nicht unmöglich, mit dieser Musik bekannter zu werden? Es ist so weit weg vom Pop der Charts, von Beyoncé und Lady Gaga.

So dunkel, so düster.

Rutman wurde in die Dämmerung geboren. Berlin, 1931. Sieben Jahre später flüchtete die jüdische Mutter mit dem Bub nach Polen, nach England, in die USA. Heute lebt Rutman auch von der Entschädigungsrente, die exilierten Juden gezahlt wird.

Militärdienst in Heilbronn, schon wieder Deutschland. Kunststudium in New York und in Mexiko City. Die eigene Galerie, die Insolvenz, die Avantgarde. Ein Leben wie seine Musik, nicht zu fassen, maximaler Mäander. Eine Biografie braucht

## Bahnt sich ein Durchbruch an, folgt der Dämpfer. Immer

Brüche, bei Rutman sind es Schluchten. Wie wild waren die Sechziger? „Ich kann mich nicht erinnern.“

In ihren Berichten nennen ihn die Schreiber einen Beatnik, Hippie, Hipster, Pimp oder Bohemian. I was all of these things, sagt Rutman. Fuck that. Wen interessiert das. Gone. Vergangenheit. Er lacht ein Lachen, das zuerst heiter klingt, aber hinten raus, am Ende, bitter und hart.

Kurz vor Konzertbeginn fehlt der Streicherbogen. Ohne Bogen kein Bob, ohne Bob kein Auftritt. Ein Helfer radelt los. Jeden Handgriff hat Rutman überwacht beim Aufbau, mitgeschraubt, den Imbus in der zitternden Hand, die Backen aufge-

blasen. In Zeitlupe in die Hocke. Er wirkt keinen Tag jünger als 83.

Aber als der Bogen da ist und Rutman sich einzuspielen beginnt, da passiert etwas. Da wächst der Greis, er verwandelt sich. Die Kirchenapsis ist – wie hoch? Fünfzehn Meter? Zweiundzwanzig Meter? – und unten, vor dem Altar und dem Kreuze, an dem Jesu hängt, steht gebeugt der alte Mann und seine Augen, die vorher müde waren und dunkel, sie leuchten auf einmal, es klingt sehr kitschig, aber sie leuchten.

Bob Rutman kann sich über viele Dinge aufregen. Über Berlin-Mitte. Über Amerika. Über Blixa Bargeld, der ihn nicht bezahlen wollte, als er bei einer gemeinsamen Tour mit den Einstürzenden Neubauten frenetischeren Applaus bekam als die Band, und der sich nie wieder gemeldet hat bei ihm. Seine Mutter wollte, dass er Anwalt wird oder Doktor. Sie zahlte ihm Klavierstunden, die er fußballspielend schwänzte.

Im Zweifel war er dagegen, egal gegen was.

Mit 18 Jahren zog Rutman zu Hause aus und in die Welt der Kunst ein, um glücklich zu werden. Heute, 65 Jahre danach, kann er sich nicht entscheiden, ob ihm das gelungen ist.

Bahnte sich ein Durchbruch an, folgte ein Dämpfer, da konnte Rutman die Uhr nach stellen. Rutman sollte im Berghain als Support der großartigen Swans spielen, im Publikum standen Hunderte, aber der Verstärker streikte. Derzeit stellt ihn die Zhong Gallery aus, in Berlin und in Peking. Aber sie verkaufen keine Bilder oder unterschlagen ihm die Verkäufe. Und so weiter. Früher hat er, als ihn niemand ausstellen wollte, seine eigene Galerie aufgemacht und sich selbst ausge-



Sein Spielzeug. Wenn Bob Rutman auftritt, ruht er in sich. Die Hände sagen dem Kopf, was zu tun ist – und womit.

stellt. Je länger ein Gespräch mit Rutman dauert, desto öfter sagt er fuck.

Seine Wohnung in Mitte ist ein Kuriositätenkabinett. Drei Zimmer, sechzig Quadratmeter, aber keiner davon frei. Überall Bilder, Drucke, Farben, Taschen, Nippes. Dazwischen die Instrumente, die er erfunden hat: Stahlcello, Buzz Chime, Bow Chime, Funnymusik, so nennt er sein Werk, und dann das Styrophon, aus Styropor, für die Gänsehautmusik.

Rutman heiratete eine Frau, die er heute für verrückt hält, sie bekamen einen Sohn, von dem er heute enttäuscht ist. Er hat sich mit engsten Freunden überworfen, aber mit den Wirten im Kiez kommt er aus. Ärzte schnitten ihm einen Tumor aus der Blase, Rutman sagt, er könne okay pissen, das sei doch schon was. Er hat zwei Schlaganfälle überstanden, er hat keine Angst vor dem Tod. „Ich komme vermutlich in die Hölle, aber da sind sowieso meine ganzen Leute.“

Er will keine Auftritte mehr spielen, sagt er. Aber er sagt sie auch nicht ab. Nie. Vielleicht ist die Wahrheit: Er braucht die Konzerte. Mehr, als er selbst ahnt.

Er wird bald noch in der 1000Bar auftreten. Die hippen, jungen Leute, sie werden ihm lauschen, diesem interessanten Fossil, fasziniert von seinem Lebenswandel, mit dem sie nur kokettieren. Sie werden sich in seiner Gegenwart und zu seiner Musik artyn fühlen. Nach dem letzten Ton werden sie ihn umringen und ihre Fragen stellen, und er wird ihnen einsilbig antworten oder gar nicht, so läuft das jedes Mal.

Warum fünf Messingstäbe?

Warum Berlin?

Warum diese Musik?

Rutman sagt dann, warum nicht.

Früher spielte er ganze Nächte durch, heute dauert ein Gig eine halbe Stunde. Fuck that.

Der Auftritt in der Kirche ist zehn Minuten alt und Bob in seinem Element. Er hat einfach begonnen, wider den Hinweis des Organizers, man müsse erst mal alle Gäste, die über das Gelände streunen, informieren. Ihm wollte das nicht einleuchten. Er improvisiert, es gibt kein Konzept, keine Dramaturgie, Rutman spielt im Moment, überlässt sich seinen Reflexen.

Worauf also, zur Hölle, warten?

Er fidelte den Bogen aus Angelsehne in die Bow Chime und fing an, rechts unten, ganz tief, bedrohlich, jetzt bearbeitet er die Mitte, die höher klingt und sanfter. Er ruht in sich selbst, hypnotisch in sein Spiel versenkt, ein waches Träumen. Der Kopf folgt den Händen und nicht umgekehrt. Vielleicht ist das die eigentliche Kunst: als Spielender nicht zu wissen, was als Nächstes kommt. Chaos zulassen. Bereit sein, Kontrolle abzugeben.

Er spielt im Stehen, manchmal beobachtet er die italienische Tänzerin, die sich zu seiner Musik verrenkt. Man sieht ihm an, dass sie nicht alles richtig macht. Sie ist jung, sie wirbelt durch das Publikum, sie will sich zeigen. Nach der Performance wird sie Visitenkarten verteilen.

Rutman schweigt und spielt.

Es gibt Künstler, die ihr Werk erklären, und solche, die ihr Werk verkörpern. Rutman gehört in keine Kategorie. Hat er Bleibendes geschaffen? In seinen Gagen ist eine Antwort darauf nicht zu messen, 100 Euro bekommt er von der Kirche. Man kann die Menschen fragen, mit denen Rutman kollaboriert hat.

Heike Saborowski hat Rutmans Bilder in ihrer Galerie Gesellschaft ausgestellt. Sie sagt: „Bob ist schwierig, aber man kann mit ihm arbeiten. Ich zeige nicht

## Der Auftritt endet, wie er angefangen hat: einfach so

nur Kunst, die sich definitiv verkauft. Schön und interessant muss Kunst sein, und das ist sie bei Bob.“

Jacalyn Carley, Buchautorin und Choreografin, realisierte 1992 mit Rutman das Performance-Projekt X. Sie glaubt, mit mehr Konsequenz hätte er noch viel bekannter werden können. „Man muss das durchhalten, über Jahrzehnte hinweg. Aber das war Bobs Sache eben – er ist ein Multitalent. Er wiederholt sich nicht gern, bricht lieber auf zu neuen Ufern.“

Thorsten Heinze, Pantomime und Begründer der Seven Star Gallery, kennt Rutman seit sieben Jahren. Im Frühjahr richtete er dem Freund eine große Retrospektive aus. „Bob ist Subkultur geblieben, weil er nie mehr sein wollte als Subkultur. Er macht Musik, die keine Worte braucht, sie gleitet und ist leicht und frei, man wird gesteuert wie in einem Kanal. Bob spricht mit dem Herzen und das geht nur unter dem Radar.“

Im Underground muss Rutman nichts mehr beweisen. Hier hat er sein Genre begründet, hier spielt er auf verrückten Tagen auf Gummihühnchen, auf Spielzeugukulelen. Hier ist er wer. Seine Freunde nennen ihn General, sie suchen seine Nähe. Und manchmal kommen Wildfremde. Am Nachmittag in der Wohnung klopft es plötzlich gegen die Tür, ein mittelalter Mann begrüßt Rutman wie einen Buddy. Er hat ein Magazin mitgebracht, er erzählt wie wild von allem, von Breschnew und Honecker, vom besseren Früher und schlechteren Heute, bis Rutman fragt: „Ganz ehrlich: Wer bist du nochmal?“

So war es häufig.

Die Menschen suchten seine Nähe und trugen ihm Projekte an, die vielleicht was wurden oder gar nichts, er verdiente dabei wenig Geld, hatte manchmal eine gute Zeit, aber am nächsten Morgen wachte er alleine auf. Dann war wieder Alltag.

Bei ihm heißt Alltag: um halb sechs aufstehen, halb neun Gratskaffee im St. Oberholz, danach TV, am Abend ein Gratismahl im White Trash, dann TV, dann Bett, dann Schlaf. Rutman führt immer noch ein Leben, das viel aufregender ist als das Gleichaltriger, aber mit denen vergleicht er sich nicht. Er ist kein Rentner, er hat im Palais des Beaux Arts in Brüssel ausgestellt und im Washingtoner Smithsonian. Er hat für Wim Wenders geschau-spielt.

Sein Auftritt in der Kirche endet, wie er angefangen hat: einfach so. Mitten im Klangnebel zieht Rutman den Bogen aus der Saite, hält inne bis zum Ersterben des letzten Tons, Schluss. Mitten im Applaus will er von der Bühne gehen, aber die Tänzerin zieht ihn zurück vor die Menge. Eine Verbeugung, eine zweite.

Sie genießt das.

Nach dem Auftritt sitzt Rutman in der Garderobe der Kirche. Er löffelt Kürbissuppe aus einer Schale, als ihm ein blonden Knabe ans Knie tippt. Der Junge trägt eine Gitarre und grinst. „Kannst du denn Gitarre spielen?“, fragt Rutman, 83 Jahre alt. Der Junge schüttelt den Kopf. Bob Rutman grinst jetzt auch. „Dann mach wenigstens Krach damit.“